



*Weihnachts-  
märchen  
und  
Geschichten*

*VON G. Lenotre*



 bitedition

# Copyright

## Weihnachtsmärchen und -geschichten von Lenotre

Veröffentlicht mit einem Vorwort und Anmerkungen von J. Millot.

Zum ersten Mal alle Geschichten frisch und frei ins Deutsche übersetzt.

Erste Auflage.

© Bitedition 2013.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Es ist nicht gestattet, es ohne vorherige schriftliche Genehmigung von Bitedition ganz oder teilweise oder in abgeänderter Form auf welchem wie auch immer gearteten, existierendem oder zukünftigem, Medium zu reproduzieren, zu vertreiben oder in andere Sprachen zu übersetzen. Zuwiderhandlungen sind strafbar.

Titel der französischen Originalausgabe:

*Contes et Légendes de Noël par Lenotre*

von G. Lenotre & J. Millot

© Bitedition 2013.

Deutsche Übersetzung: M. Brenninger.

Layout: UHGraphiques, Frankreich.

Herstellung: Bitedition, <http://www.bitedition.net>.

PDF ISBN: 979-10-90802-11-7

EPUB ISBN: 979-10-90802-13-1

Bibliografische Information der Deutsche Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Informationen sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

# Inhalt

*Copyright*

*Inhalt*

*Prolog*

*Widmung*

*DIE EXSTASE*

*WEIHNACHTEN BEI DEN CHOUAN*

*VOM HIMMEL GEFALLEN*

*HEILIGABEND BEI CAMBACÉRÈS*

*FOUQUIER-TINVILLES WEIHNACHTEN*

*DIE KARRIERE DES HERRN COLLERET*

*DIE PUPPE*

*DAS KLEINE WEIHNACHTEN VON VIER SANSCULOTTEN*

*DER STERN*

*MATHIOTE*

*DER HERZOG VON REICHSTADT*

*DER WEIHNACHTSBAUM DES HERRN VON AUVRIGNY*

*HEILIGABEND BEI PAUL DE KOCK*

*DIE FEE*

*Anmerkungen*

*Bildnachweise*

# Prolog

Den Namen seines Ahnen - dem berühmten Gärtner André Le Nôtre (1613-1700), den König Ludwig XIV. von Frankreich damit beauftragt hatte, Park und Gärten für Schloss Versailles zu kreieren – passte Louis Léon Théodore Gosselin (1855-1935) für sein Pseudonym an: G. Lenotre; das „G“ von seinem Familiennamen, Gosselin, und Lenotre, in einem Wort und ohne Akzent auf dem „o“.

Es war 1879, in der französischen Zeitung „Le Figaro“, dass sein erster Artikel erschien.

Der gelernte Historiker und Fachmann der Französischen Revolution, über die er eine Vielzahl großer Werke veröffentlichte, verstand sehr schnell, dass sich die Menschen für die große Geschichte interessieren, aber nur die kleinen Geschichten in Erinnerung behalten. Ausgehend von dieser Feststellung, begann der französische Autor (kleine) Geschichten über die große zu schreiben, in denen er äußerst kunstfertig Tatsachen und Fiktion, historische Persönlichkeiten mit zwar erfundenen, aber sehr realen Frauen- und Männergestalten vermischte.

Die „Weihnachtslegenden“ sind ein perfektes Beispiel für das Talent eines der Erfinder der „kleinen Geschichte“: Während die Revolution alle kirchlichen Privilegien und alle christlichen Feste abgeschafft hatte, siedelt der Spezialist von 1789 seine „historischen Märchen“ am Heiligen Abend an, mit Protagonisten, die den Weihnachtsbaum schmücken, in die Mitternachtsmesse gehen, die Kirchenglocken läuten hören ... und sich nostalgisch an die wunderschönen Weihnachten von früher erinnern, als sie noch Kinder waren.

So schafft Lenotre einen besonders gefühlsbetonten Rahmen „mit so vielen echten Details, lebendigen Beobachtungen, menschlicher Wahrheit“<sup>1</sup>, um historische Tatsachen zu streifen, wie den napoleonischen Sieg über das Habsburgische Österreich und das zaristische Russland bei Austerlitz im Dezember 1805, um in einem eher menschlichen Ton an die Zeit der Schreckensherrschaft zu erinnern oder um über die Restauration der Bourbonen zu sprechen.

Dann bedient sich der dramatische Schriftsteller eines Kunstgriffs, um seine Hauptfiguren aufzuwerten. In seinen „Revolutionsmärchen“ erscheinen historische Persönlichkeiten, von denen Lenotre manchmal einfach nur den Namen erwähnt; sie spielen häufig keine andere Rolle, als die, die Erzählung und die erfundenen Beteiligten echter, anziehender zu machen. So zum Beispiel Robespierre: Er wird in zwei Märchen genannt, greift aber nicht ein einziges Mal ein, hat nicht die kleinste Linie Text. Obwohl Maximilien de Robespierre (1758-1794) eine der repräsentativsten, und umstrittensten Figuren der Revolution bleibt, begnügt sich Lenotre damit gerade mal daran zu erinnern, dass er Waise war und guillotiniert wurde.

Anderen geschichtlichen Figuren widmet Lenotre größere Handlungen oder sogar komplette Erzählungen: Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, dem Schriftsteller Paul de Kock oder dem Staatsmann Cambacérès, ohne dabei die Mitglieder der Familie Bonaparte zu vergessen, allen voran Napoleon I. Über diese Personen, die eine größere oder kleinere Rolle in den Märchen spielen, haben wir in den „Anmerkungen“ einige kurze biografische Eckdaten hinzugefügt, damit sich Leser aller Altersgruppen davon überzeugen können, mit welchem Geschick Lenotre sie mit seinen fiktiven, noch immer so faszinierenden Helden verschmolzen hat.

Um unsere Neugierde für die große Geschichte, die ihm so wichtig war, zu wecken, hat sich der passionierte und anerkannte Historiker in einen brillanten Romancier verwandelt. Von den erlauchten Kollegen seiner Zunft anerkannt, wurde Lenotre 1932 zum „Unsterblichen“ der Académie Française gewählt, starb aber bevor er seinen Sitz einnehmen konnte.

Die 1910 veröffentlichten Weihnachtsgeschichten haben nichts von ihrer Ausdruckskraft verloren: Noch heute fesseln sie die Aufmerksamkeit des Lesers, auch wenn dieser vielleicht nicht mehr alle Daten, Ereignisse, Wendungen und Persönlichkeiten, die die Französische Revolution gemacht haben, in Erinnerung hat. Sollte es ihm danach verlangen, kann er seine Erinnerung auffrischen, indem er die von uns versehenen „Anmerkungen“ konsultiert; die darin enthaltenen Ausdrücke sind bei ihrem ersten Erscheinen im Buch mit einem \* im Text markiert.

Viel Spaß beim Lesen und Fröhliche Weihnachten!

---

<sup>1</sup> Auszug aus dem „Discours de réception ...“ von Georges Duhamel am 25. Juni 1936, dem Nachfolger von G. Lenotre in der Académie Française auf dem Sitz Nummer 30, den 1803 auch Cambacérès inne hatte.



Louis Léon Théodore Gosselin

# Widmung

*Für Geneviève und Thérèse*

Für euch meine lieben Kleinen wurden diese Märchen – die nur Märchen sind – geschrieben.

Wenn sie hin und wieder ein Lichtschein des französischen Epos aufhellt, so habe ich dies so gewollt in der Hoffnung, dass die Lektüre dieser Anekdoten euch, in eurem Alter, in dem man sich nur mit Fabeln amüsiert, Neugier und Lust auf unsere Geschichte machen, die so viel schöner ist, als alle Legenden und wundervoller, als alle frei erfundenen Geschichten.

G. L.



Inoffizielles Wappen der Republik Frankreich



# DIE EXSTASE

Die Vergnügungen auf Schloss Compiègne waren vielfältig, wenn Napoleon III.\* dort Hof hielt.

Nachdem die Männer den ganzen Tag auf der Jagd gewesen waren, die Frauen vier oder fünf Mal ihre Toilette gewechselt hatten, um von einem Zimmer zum nächsten gehend zeremonielle Besuche abzustatten, und man mit der Reihe von Lunchs, Tees, kleiner Zwischenmahlzeiten, Imbissen, Stärkungen und Lästerungen über am Hofe in Ungnade gefallene Leute durch war, zog man sich fürs Abendessen um. Dann versammelte man sich im Kartensalon bis zu dem Moment, in dem der Kaiser und die Kaiserin, aus ihren Gemächern kommend, sich am Kopf des Gefolges vor ihren Gästen in die Festgalerie begaben, wo aufgetischt war.

Das Abendessen dauerte auf die Minute genau eine Stunde. Der Kaffee wurde in der Kartengalerie genommen, danach verteilte man sich auf die großen angrenzenden Salons. Es war die „schwer tot zu kriegende“ Stunde, wie es ein alter Soldat der kaiserlichen Hatz ausdrückte. Man spielte kleine Spiele. Wenn man sich „langweilte“, ließ sich der Kaiser dazu herab würdevoll die Handkurbel eines mechanischen Pianos zu drehen, dessen Repertoire aus drei Stücken bestand: einer Quadrille, eines Walzers und einer Polka.

Nach der Musik begann man zu plaudern.

Die Kaiserin, die sich für nichts so sehr interessierte, wie für Erzählungen aus der Zeit der Revolution oder die napoleonischen Heldentaten, ermunterte die Erzähler und versuchte mit allen Mitteln auch den schüchternsten Mut zu machen.

An einem Winterabend - die in Compiègne um die Heilige Eugenia\* herum begannen und bis Weihnachten dauerten - fand die Kaiserin, dass es ihren üblichen Erzählern etwas an Begeisterung fehlte und richtete das Wort an den alten General Olonne, der den ganzen Abend über nicht ein einziges Wort von sich gegeben hatte:

„Sie sind dran Herr General, erzählen Sie uns eine Geschichte“, sagte sie.

„Ich? Eure Majestät wollen mich entschuldigen, ich kenne keine ... oder eher, ich kenne nur eine ... so alt ... so naiv.“

„Umso besser, ich mag nur diese ... Der Name des Helden?“

„Eure Majestät wird mir erlauben, ihn erst am Ende zu verraten ... wenn ich meine Geschichte überlebe ...“

„So sei es. Ist es eine Kriegsgeschichte? Über die Revolution?“

„Über den Krieg, ja. ...“

„Bravo, das sind die schönsten.“

„Und auch über die Revolution, denn der, dem dieses Abenteuer widerfährt, war ein Waise, wie Robespierre: Es war ein Kind namens Jean. Sein Vater und seine Mutter waren eines Nachts in ihrem Schloss in der Somme gefangen genommen, nach Paris geschleift und auf der Guillotine hingerichtet worden. Das Schloss wurde gestürmt und von den Sansculotten\* aus Montdidier ausgeplündert. Diese Vorkommnisse hatten im Bewusstsein des kleinen Jean, der damals nur sieben oder acht Monate alt war, keine Spuren hinterlassen. Aber seine Großmutter mütterlicherseits, die Marquise von Argueil, hatte diese tragischen Erlebnisse unauslöschbar in Erinnerung behalten. Halb verrückt vor Horror war sie mit ihrem Enkel geflohen. Schritt um Schritt, vor den siegreichen Armeen der Republik zurückweichend, schafften es Großmutter und Enkel bis nach Österreich. Vor den Sansculotten in Sicherheit, ließ sich die Marquise einige Stunden von Brünn entfernt, nahe der Grenze zu Mähren nieder. Sie hatte all ihre Ersparnisse zusammengekratzt und ein kleines Haus in einem Dorf namens Slibowitz erstanden.

Dort wuchs der kleine Jean heran, zwischen seiner untröstlichen Ahnin und einem heiligen Priester, der aus dem Straflager der Republik geflohen war. Jean wurde größer und größer, und lernte von der Marquise die Traditionen seiner Familie sowie vom Priester ein bisschen Latein und viele Kirchenlieder. In Sachen Geschichte brachte man ihm nur eines bei: dass Frankreich, seit dem die Bourbonen vom Thron gestürzt worden waren, auf den letzten Platz aller Nationen gefallen war. Die göttliche Rache hatte sie dazu verdammt, von der Erdoberfläche zu verschwinden. Um diesem Gebot der Vorsehung Folge zu leisten, hatte sich das einst so zivilisierte und elegante französische Volk in eine Kannibalenhorde verwandelt, die

sich in menschlichem Blut badete und unterschiedslos jeden massakrierte, den sie verdächtigte auch nur einen letzten Funken von Ehre zu haben.

Wenn Jean seinen Hauslehrer verließ, im Geiste verfolgt von Ertränkungen, Deportationen, den September-Gemetzeln, den durchschnittenen Kehlen von Lyon oder Cambrai, fand er bei seiner Großmutter den gleichen Albtraum in den Erzählungen über häusliche Besuche, Gefangennahmen, Enthauptungen auf der Guillotine und den blutigen Tod seines Vaters und seiner Mutter wieder. Seine kindliche Vorstellungskraft präsentierte ihm ein Frankreich wie eine Kloake, die von einer Menschenrasse bewohnt war, die halb nackt, behaart, mit zotteligen Haaren und großen Messern in der Hand, mit den Zähnen knirschend wilde Sarabanden um die Tötungsmaschine herum tanzte, die an allen Kreuzungen aufgestellt war.

Abends, in seinem kleinen Bettchen, schauderte er, wenn er der zitternden Marquise und dem mageren Priester zuhörte, die sich, die Augen zum Himmel gerichtet und mit hängenden Händen, die von den Klatschblättern berichteten Neuigkeiten austauschten. So lernte Jean, dass sich diese, von der Anarchie gelangweilten, französischen Dämonen einen Riesen\* mit einem fantastischen und lächerlichen Namen zum Chef gemacht hatten. Einen Riesen, den sie von Korsika geholt hatten und der Attila, den Fluch der Götter, nach Aussagen des Priesters, wie einen vergleichsweise sanftmütigen und väterlichen Mann aussehen ließ. Das Kind träumte nachts davon und blieb den ganzen Tag besorgt.

„Ist Frankreich weit weg, Großmutter?“, fragte er.

„Sehr weit mein Kind, Gott sei Dank!“, stöhnte die arme Frau.

„Und Sie sind sicher, dass uns der Riese hier nicht holen kommt?“

„Gott wird das nicht erlauben, zweifelsohne.“

„Wir würden flüchten, wenn er käme, nicht wahr?“

„Leider, wohin sollten wir flüchten, mein lieber Kleiner? Wenn der „Riese von Korsika“ bis hierher käme, wäre er der Herr der ganzen Welt ... und dann ... und dann wäre das das Ende der Welt und wir müssten uns dazu durchringen ...““

\*\*\*

„Ich habe mich da in eine dumme Geschichte verfahren“, grummelte der General und fluchte in seinen Bart.

„Warum Herr General?“

„Zunächst, weil sie nicht zum Ende kommt ... Darüber hinaus, was dem Enkel der Marquise von Argueil widerfahren ist, ist auch anderen passiert: Für den „Riesen“ war es keine große Sache, die Welt zu erobern. Seine harte Aufgabe war es all diese feindlichen, mit Vorurteilen gepanzerten, in Märchen versteiften, von Verleumdungen und hasserfüllten Geister, einen nach dem anderen zu gewinnen. Es macht mich wütend, wenn ich daran denke, dass seine schlimmsten Feinde weder die Preußen, noch die Österreicher oder die Russen waren, sondern die Franzosen, die er nur mit den Waffen seines Prestiges und seines Ruhmes besiegen musste.“

„Also gut! Sagen Sie uns, Herr General, wie er über diesen jungen Auswanderer, dessen Kindheit Sie uns erzählt haben, triumphieren wird.“

„Ach, das hört sich wie ein Weibermärchen an ... Nun denn, da ich schon mal angefangen habe ...

Ich muss Eurer Majestät sagen, dass mit zunehmendem Alter die Neugier den Terror im Kopf des kleinen Jean ersetzte. Er hatte noch immer große Angst, aber sein Fürchten nahm eine neue Form an. Er wollte nur zu gerne wissen, wie diese Monster aussahen, die nach den Aussagen seiner Großmutter und seines Lehrers Frankreich bevölkerten. Das wenige, das er über ihren Chef, diesen blutrünstigen und gefährlichen Tyrannen, vor dem die Mauern feindlicher Festungen einfielen und sich die kampferprobtesten Armeen auflösten, wusste, verfolgte ihn wie eines dieser Schreckgespenster, deren Hässlichkeit anziehend ist. Alle Vorfahren meines jungen Helden hatten das Schwert geschwungen und sein kleines Herz schlug wie wild, sobald man von Krieg, Soldaten und harten Schlachten sprach.

Er war gerade 12 Jahre alt geworden, im Dezember 1805. Er war das naivste und folgsamste Kind auf der Welt. Doch sein Bewusstsein war seit einigen Monaten erwacht. Man hatte sich nicht vor ihm versteckt, um über die Ereignisse zu sprechen, die ganz Europa erschütterten. Er wusste, dass die Franzosen in Deutschland einmarschiert waren und bis nach Wien vorgedrungen waren. Selbst das Dorf Slibowitz, in dem er wohnte, war über Wochen hinweg von einer Truppe russischer Soldaten, die für die

Invasion aus dem Kaukasus herbeigeeilt waren, besetzt gewesen. Jean rannte durch das Biwak, bestaunte die bärtigen Kosaken und war sehr von ihrer Brutalität und Disziplinlosigkeit überrascht. Eines Abends stiegen sie auf ihre kleinen Pferde und ritten mit hoch gestreckten Lanzen und Hurrarufen fort. Sie zogen gegen Bonaparte in den Kampf und tatsächlich hörte man am nächsten Tag, weit weg von Brünn, bereits im Morgengrauen das Kanonenfeuer, das erst am Abend verstummte.

Niemand im Ort schlief in dieser Nacht: Man wartete auf Neuigkeiten. Gegen zwei Uhr morgens durchquerten die Kosaken wie ein Wirbelwind das Dorf, lösten sich auf und kamen nicht wieder. Ein Verletzter, der beim Bürgermeister versorgt wurde und den man über das, was geschehen sei, befragte, wiederholte wie besessen nur zwei Worte: „Der Teufel ... Der Teufel!“ Einige Tage später erfuhr man nur, dass die Franzosen gewonnen hatten und der Kaiser von Österreich um Gnade bat.

Die Marquise von Argueil, überzeugt davon, dass die Guillotine aufgestellt werden würde, zitterte vor Schrecken. Der Priester packte seine Koffer. Was Jean betrifft, der war gleichzeitig betroffen und zufrieden: Sehr besorgt darüber den „Riesen“ so nahe zu wissen und doch sehr stolz darüber, zu wissen, dass diese robusten Kosaken, denen anscheinend nichts Angst machen konnte, so schnell von den französischen Truppen in die Flucht geschlagen worden waren. Wie konnten diesen Helden wohl aussehen? Welche Furcht einflößende Miene hatten sie also? Mit welchen Kanonen waren sie bewaffnet? In seiner Ungeduld wollte er sehen, und wenn es auch nur ein Bild oder nur in Form von Spielzeug gewesen wäre, wie diese schrecklichen Männer im Eiltempo Europa eroberten. Tatsächlich besaß er als Bild nur das Klagelied des „Ewigen Juden“\*, den er einige Wochen zuvor einem Hausierer abgekauft hatte. Sein einziges Kriegsspielzeug war ein kleines, von Türken aus Karton bewachtes Holzfort, das ihm der Priester aus Olmütz zu seinem letzten Namenstag mitgebracht hatte. So wuchs seine Neugier bis Weihnachten weiter an und an Heiligabend fasste er einen Beschluss: Während sich die Marquise für die Mitternachtsmesse fertig machte, platzierte er, bevor er schlafen ging, seine Schuhe vor den Kamin und legte daneben, gut sichtbar, ein weißes Papier, auf das er in seiner besten Schönschrift geschrieben hatte: „Liebes Christkind, bring mir französische Soldaten.“ Entweder hoffte er, dass sich das Gotteskind die Mühe machen würde da vorbeizukommen, um dieses Wunder zu vollbringen oder aber er fand es geschickter so seiner Großmutter auf diskrete Weise seinen Wunsch, den er nicht deutlicher auszusprechen wagte, mitzuteilen. Voller Hoffnung ging er ins Bett und schlief ein.

Ich muss sagen, dass die alte Marquise, als sie um fünf Uhr morgens von der Messe zurückkam, nicht im Traum daran dachte einen Blick in Richtung Kamin zu werfen: Sie hatte erfahren, dass der „Riese“ näher kam und dass seine Aufklärer schon bei Einbruch der Dunkelheit auf den Waldhügeln über Slibowitz gesichtet worden waren. Sie ging zu Jeans Bett, das hinten im Alkoven stand, im einzigen Zimmer, das das Erdgeschoss des Hauses bildete. Sie murmelt in einem sanften Ton des Mitgefühls zwei oder drei „Armer Kleiner“ und wollte nach oben in ihr Zimmer gehen. Sie war bereits einige Stufen in der Treppe hochgestiegen, als es in der Straße großen Krach gab: Pferdegetrappel, Rufe, Waffengeklirre und kurz darauf heftiges Klopfen an der Haustür.

Die Marquise hatte nicht die Kraft in Ohnmacht zu fallen: Sie befahl ihre Seele Gott und ging aufmachen. Auf der Türschwelle standen einige Männer, die ihr fast alle gigantisch groß vorkamen und große Mäntel mit Pelerine anhatten und vergoldete Zweispitze trugen. Viele andere blieben auf ihren Pferden sitzen und versperrten die Straße des Dorfes. Sie wich zurück und die Männer traten zwanglos ein. Einer von ihnen, der kleinste, ging auf sie zu und sagte zu ihr mit sehr sanfter Stimme:

„Entschuldige uns, gute Alte, wir sind in einigen Minuten fertig.“

Schon hatten die anderen den Tisch zum Kamin gezogen, die Lampe herangeholt und große Karten ausgebreitet.

„Sehen Sie, Sire“, sagt einer von ihnen.

Der, der sie „gute Alte“ genannt hatte, beugte sich mit zusammengezogenen Augenbrauen vor, und sie erkannte sofort, dass es „er“ war ... der Riese! ... Bonaparte! Er war sehr schlicht gekleidet: mit einem grauen, mit Pelz gesäumten Mantel. Seine Begleiter, mit übergeworfenen Mänteln, erschienen von Kopf bis Fuß überladen mit Stickereien, Bändern und Sternen. ... Die auf die Stufen der Treppe niedergesunkene Marquise machte sich bereit zu sterben und sprach das Sterbegebet.

Der Kaiser hob den Kopf.

„Ist gut“ sagt er.

Die Offiziere falteten folgsam die Karten zusammen. Er näherte sich dem ausgehenden Feuer, setzte sich auf einen Schemel, nahm die Feuerzange und stocherte nervös damit herum. Dann drückte er die Stirn in seine

Hände und blieb mit starren Augen nachdenklich. Die Adjutanten hinter ihm blieben bewegungslos stehen und warteten auf seine Befehle.

\*\*\*

Dieses Schweigen hielt an: Der Kaiser schien in einer tiefen Träumerei versunken zu sein. Die Marquise, mit den Nerven fertig, glaubte in Ohnmacht zu fallen, als sie sah, dass sich der Riese bewegte. „Das ist der Moment“, sagt sie sich.

Bonaparte beugte sich vor, die Augen fest auf das weiße Papier zwischen den kleinen Schuhen gerichtet. Er nahm es und las halblaut: „Liebes Christkind, bringe mir französische Soldaten“. Er hob den Kopf.

„Was ist das?“, fragt er.

Dann rufend: „Berthier?“\*

Einer der Generäle des Gefolges kam näher.

„Welches Datum haben wir? Ist heute Weihnachten?“ ...

# DER WEIHNACHTSBAUM DES HERRN VON AUVRIGNY

Auvrigny ist der Name eines Dorfes in der Thiérache, da drüben, ganz am Ende des Departements der Aisne, in dieser ein wenig wilden Gegend, die an die Ardennen und Belgien grenzt. Diese kleine Ecke Frankreichs, das Herkunftsland aller Korbflechter, und sehr weit abgelegen von den großen Straßen, blieb lange Zeit zurück: Am Anfang der Revolution war Auvrigny nur ein Dorf mit 50 Haushalten, die ein wenig abseits von einem großen Haus lagen, das man Schloss nannte und das von einem guten Landadligen, einem alten Junggesellen, bewohnt wurde, der eine einfache Erscheinung hatte und sehr freundlich war. Schon immer verbanden Dorf und Schloss beste Beziehungen: Der Graf von Auvrigny war wohlthätig, die Bauern zeigten sich ergeben; bei der kleinsten Streitigkeit riefen sie den Herrn an, der alle ihre Differenzen einvernehmlich entschied und den sie immer bereitfanden in ihren Auseinandersetzungen mit der Gewässer- und Forstverwaltung oder mit der Garde des Herzogs von Orleans zu intervenieren.

Ohne dem guten Einvernehmen ein Ende zu bereiten, hatten die Ereignisse der Revolution zu einer gewissen Abkühlung zwischen den Dorfbewohnern und ihrem Landesfürsten geführt. Die Nachrichtenblätter, das ist wahr, kamen nicht bis nach Auvrigny: Sie hätten übrigens auch nur so wenige Leser gefunden, dass ihr Einfluss gleich null gewesen wäre. Jedoch gäbe es bei den Freidenkern; man war auch nicht ganz ohne Verbindung zu der kleinen Stadt Nouvion und sogar zu Vervins, wo das Gericht des Arrondissements eingerichtet worden war, und wenn man auch nur das Echo davon hatte, so ignorierte man doch nichts von den großen Ereignissen in Paris. Im Moment der Wahlen waren aus Laon Herren mit breiten Gürteln umgeschnallt und geschmückt mit großen Federbüschen, wie Paukenspieler, gekommen. Sie predigten den verblüfften Bauern die Wohltaten der Gleichheit und das Glück der Freiheit. Auch hatten sie hinzugefügt, dass alle Noblen falsch wie Judas und grausam wie Blaubart wären, aber Auvrignys Bauern kannten nur einen, und der war ihnen immer ehrlich und großzügig erschienen, was dazu führte, dass die Reden der Jakobiner aus Laon ohne großen Effekt blieben.



Der Graf, der nichts an seinen Gewohnheiten geändert hatte, da er Einschätzungsvermögen und sogar Geist besaß, hütete sich wohl, zu emigrieren. Da er keinem einzigen Adelsrecht nachzutruern hatte, zeigte er keinen Ärger über die Abschaffung der Privilegien. Als er nach und nach sah, dass die Dorfbewohner, die er immer wie Freunde behandelt hatte, es sich aus Misstrauen oder Stolz abgewöhnten, ihn um Rat zu fragen, tat er so, als würde er es nicht merken und führte sein Leben wie in der Vergangenheit wie ein Philosoph weiter, der nichts von niemandem erwartet und den die Meinung der anderen nicht interessiert.

\*\*\*

Es war der Winter 1793, Heiligabend, der Graf von Auvrigny hatte, einer alten Gewohnheit der Region treu folgend, in der Vorhalle des Schlosses einen wunderschönen Tannenbaum aufstellen lassen, der in seinem Park geschlagen worden war, und den er mit kleinen Laternen, Schleifen, Spielzeug und Süßigkeiten verschönerte, die fröhlich an den dunklen Ästen des Baumes hingen. Es gab die Tradition, dass die Dorfkinder jedes Jahr in Begleitung ihrer Eltern kamen und diese Wunderwerke pflückten, wonach es einen köstlichen Imbiss mit Sahne und Patisserien gab. Die leer mitgebrachten Körbe der Mütter waren auf dem Heimweg mit Vorräten und warmen Stricksachen überfüllt. Die Männer selbst fanden in den Taschen ihrer Houppelanden verstaubte Weinflaschen oder kleine Krüge mit Schnaps ... Es war ein Fest, auf das man sich schon zwei Monate vorher freute und über das bis Ostern sprach.

In diesem Unglücksjahr nun dachte der Graf nicht, dass er auf diese wohlthätige Sitte verzichten sollte, auch wenn er schon seit geraumer Zeit gemerkt hatte, dass der Unfrieden zwischen Dorf und Schloss zugenommen hatte. An diesem Tag hatte er sogar die Idee einer wunderschönen Krippe gehabt, in der man die Wachsfigur des Gotteskindes sah, ausgestreckt auf dem Stroh, in einer Grotte aus Holzspan, am Fuße des Weihnachtsbaumes platziert, unter den großen Zweigen, die eine weiße Mehlwolke mit Raureif zu überziehen schien. Der alte Edelmann, der seine Freude daran hatte das Arrangement selbst zu leiten, legte letzte Hand an sein Werk, als es an der Schlosstür läutete: Annehmend dass die Ungeduld seine Gäste ihrer Zeit voraus sein ließ, beeilte er sich, die letzten Lichter anzuzünden. Da führte ein Diensthote, anstelle der erwarteten Kinderschar, den Bürgermeister des Dorfes – damals bezeichnete man sie als „Gemeindebevollmächtigter“ – namens Gérard und seinen Stellvertreter, der Birou hieß, herein.

Der Graf reichte ihnen die Hand, die sie verlegen schüttelten. Er kannte die beiden seit Langem: Gérard, ein fast völlig ungelehrter Bauer, war kein schlechter Mensch; Birou, im Gegenteil, war neidisch, ein Schönredner und angeberisch: Er konnte Gedrucktes in etwa lesen, und diese Überlegenheit verlieh ihm ein enormes Prestige in den Augen seiner Mitbürger. Er hatte sich als Mitglied in den Jakobinerklub von Guise aufnehmen lassen und kürzlich hatte er sogar ein revolutionäres Blatt abonniert, das er eher schlecht als recht entzifferte, ohne auch nur ein Wort davon zu verstehen. Er war es, der die Gemeinde am Laufen hielt und er war es auch, der es geschafft hatte seinen Mitbürgern einzureden, dass es ihnen die Würde freier Menschen nicht mehr erlaubte, mit ihrem ehemaligen Landesfürsten zu verkehren, den er für seinen Teil stark schonte, da er von Natur aus unterwürfig war und sich aus Vorsicht sagte, dass man nie weiß, „wie der Wind sich drehen kann“.

Gérard und Birou präsentierten sich also vor dem Grafen von Auvrigny, der sehr erstaunt war über diesen unpassenden Besuch. Birou warf einen ironischen Blick auf den Weihnachtsbaum, hielt sich aber zurück. Gérard begrüßte ihn gezwungenermaßen, und da der Edelmann ihnen dafür dankte, dass sie so viel Eilfertigkeit an den Tag gelegt hatten, um vor ihren Mitbürgern einzutreffen, stammelte der andere:

„Oh! es ist positiv nicht dafür, dass wir ... nicht wahr, Birou?“

„Nein, nein“, erwiderte Birou, dümmlich lachend, „das ist es nicht, was uns hierher führt.“

Der Graf bat sie in sein Büro und lud sie ein, den Grund für ihren Besuch zu erläutern, und erklärte sich bereit ihnen zuzuhören, während er auf seine Gäste wartete; aber Birou ergriff das Wort:

„Nun ja, um es ehrlich zu sagen, Bürger, ihre Gäste werden nicht kommen.“

„Wie bitte? ... Warum?“

„Es tut mir leid, oh, es tut mir leid!“, beeilte sich Birou hinzuzufügen. „Der Bürger Gérard kann ihnen sagen, wie sehr mir die Sache leidtut ... aber sie dachten ... sie glaubten ...“

„Was denn nun?“

„Dass es die Umstände Patrioten vielleicht nicht erlaubten, sich an Praktiken zu beteiligen, die mit der Aristokratie behaftet waren.“

Das war ein Satz aus seiner Zeitung: Der Graf biss sich auf die Zunge.

„Na, Birou“, sagte er, „glauben Sie, dass das, was vor einigen Jahren gut war, heute schlecht sein könnte? ...“

„Nein, sicher ... Ich wollte sagen ...“

„Und, es sei denn, die Moral hätte sich geändert, was ich befürchte, haben wir das Recht heute zu kritisieren, womit wir früher einverstanden waren?“

Birou, der fühlte nicht die Geistesgabe zu haben, um die Diskussion auf diesem Niveau fortzuführen, wich der Frage aus und erwiderte eines der Argumente, die er im Jakobinerklub von Guise gehörte hatte und die er auf alles Mögliche erwiderte, ohne ihre Tragweite zu verstehen:

„Lassen Sie mich mit Bestimmtheit sagen, Bürger“, sagte er, „wenn wir ab jetzt davon absehen, hier vor ihrem Weihnachtsbaum zu defilieren, dann weil eine so alberne Aufführung den Verstand revoltieren lässt und die Gleichheit verletzt.“

„Wenn ich einmal Zeit dafür habe, Herr Birou“, antwortete der Edelmann, „würden Sie mir dann freundlicherweise erklären, wie das Bild eines Kindes, das auf dem Stroh einer Krippe liegt, Ihre egalitären Gefühle brüskieren kann ... Aber lassen Sie uns hier abrechnen; wir werden wieder über meinen Weihnachtsbaum sprechen, wenn die Zeiten weniger verworren, und wenn die Leute weniger dumm sind; aber ich kann mir vorstellen, dass dieser Verzicht auf eine alte Tradition, die Ihre Väter liebten, Ihnen kein Glück bringen wird.“

Und, mit der Geste eines Mannes, der seine Besucher verabschiedet, fügte er hinzu:

„Sie hatten mir keine andere Mitteilung zu machen?“

„Pardon, Entschuldigung“, sagte seinerseits Gérard. „Ich war gekommen, um sie in einer ziemlich delikaten Sache zu konsultieren. Birou, der gut spricht, aber zu viel spricht, hat mir nicht die Zeit gelassen, es ihnen zu erzählen. Es geht darum: ...“

Und der brave Gemeindebevollmächtigte erläuterte, dass er in Auvrigny seit drei Jahren, die Aufgabe eines Gemeindeoffiziers erfüllte und seine Arbeit eher recht als schlecht verrichtete. Er erinnerte daran, dass er am Anfang häufig gekommen war, um den Schlossherrn um Rat zu fragen. Dann hatte er sich aber angestrengt und sich auf seinen eigenen gesunden Menschenverstand und die Leuchten unter seinen Mitbürgern verlassen. Aber dieses Mal war der Fall ernst, so ernst, dass er meinte, nicht weniger tun zu müssen, als herzukommen und sich vom „gebildetsten Mann der Gemeinde“ beraten zu lassen. Tatsächlich hatte er zwei Tage zuvor, durch die Vermittlung des Kommissars der Exekutiven in Laon einen Brief vom Wohlfahrtsausschuss\* erhalten, der ihn einlud, sobald als möglich die Liste aller suspekten\* Personen in Auvrigny zu erstellen.

„Aber“, fuhr er fort, „ich konnte mir den Kopf auch noch so zerbrechen, ich weiß nicht, was „suspekt“ bedeutet ... Birou weiß auch nicht mehr; ich habe Havard, Dequesne, Jendelle, Rendon, alle schlaun Köpfe im Ort gefragt, keiner von ihnen hat je das Wort „suspekt“ gehört, das ist ein Wort, das wir nicht kennen, und deshalb bin ich gleich zu Ihnen gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie wissen, was das ist.“

Der Graf betrachtete schnell seine beiden Gesprächspartner ...

# Anmerkungen

## **Assignaten**

Papiergeld oder „Geldanweisung auf die Güter des Klerus gezogen“, das 1789 nach der Entscheidung der verfassungsgebenden Versammlung, alle Besitztümer der Kirche zu verstaatlichen und zu verkaufen, herausgegeben wurde. Kreiert um die kolossalen Schulden des Staates zu begleichen, verloren die Assignaten rasch ihren Wert im Vergleich zu Münzgeld und wurden 1797 zugunsten desselben abgeschafft.

## **Berry**

Charles Ferdinand Duc de Berry (1778-1820) war der zweite Sohn des Grafen von Artois, dem zukünftigen Charles X. 1790 emigrierte er nach England und kam erst 1814 nach Frankreich zurück, wo er sich 1816 mit Prinzessin Caroline von Neapel (1798-1874) vermählte. Am 13. Februar 1820 wurde der Herzog von Berry von dem fanatischen Republikaner Louvel ermordet, was den Sturz des Ministers Decazes (1780-1860) und die Aufgabe der seit 1816 von Louis XVIII. geführte Versöhnungspolitik zur Folge hatte.

Im September des gleichen Jahres brachte die Herzogin von Berry posthum einen Sohn zur Welt, Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné d'Artois, Herzog von Bordeaux, Graf von Chambord, Erbe der Krone Frankreichs und, von seinen Anhängern, mit dem Namen Henri V. bezeichnet.

Nachdem er 1830 rein technisch einige Tage König von Frankreich war, ohne dabei wirklich zu herrschen, emigrierte die Familie nach England. Caroline versuchte 1832, erfolglos, die Macht im Namen ihres Sohnes an sich zu bringen; sie wurde im November des gleichen Jahres verhaftet und 1833 wieder freigelassen. Henri V. starb 1833 ohne Nachfahren.

## **Berthier, Louis Alexandre (1753-1815)**

Geboren in Versailles, war er Fürst von Neuchâtel, Herzog von Valengin, Fürst von Wagram, Marschall von Frankreich, Generalmajor der „Großen Armee“. 1814 unterschrieb er die Abdankungsurkunde Napoleons I. Er starb auf mysteriöse Weise in Bamberg, wohin er sich während der Herrschaft der Hundert Tage geflüchtet hatte.

\_\_\_\_\_ Ende der Leseprobe „Weihnachtsmärchen u. -geschichten von  
Lenotre“.